

Eröffnungsrede des  
20. internationalen literaturfestival berlin  
der Sektion Kinder- und Jugendliteratur

**Sally Nicholls**

**Schreiben in Zeiten einer Pandemie**

Guten Abend und herzlichen Dank für die Einladung. Anfang März, als ich meine Zusage gab, war die Welt noch ein sehr anderer Ort. Eine Zeitlang war ich mir nicht einmal sicher, ob ich es tatsächlich persönlich nach Berlin schaffen würde, und so bin ich sehr froh, dass es wirklich geklappt hat.

Ich möchte heute Abend über ein Thema sprechen, das mit dem Kampf zu tun hat, den ich ganz persönlich in den vergangenen Monaten ausgetragen habe. Es geht um die Frage: Welche Rolle hat ein Schriftsteller, eine Schriftstellerin in Zeiten gesellschaftlicher Turbulenzen? Wie schreibt man mitten in einer Pandemie? Ich verstehe diese Fragen sowohl rein praktisch - Wie geht das? - als auch unter dem Aspekt der Kreativität. All die begabten Menschen, die hier versammelt sind, wie werden sie mit dieser neuen Erfahrung umgehen, um sie in Kunst zu verwandeln? Wie *sollten* wir damit umgehen? Welche Verantwortung haben wir als Schriftstellerinnen und Schriftsteller, insbesondere als solche, die für junge Menschen schreiben?

Um schreiben zu können, braucht eine Frau Geld und ein eigenes Zimmer, hat Virginia Woolf in einem berühmt gewordenen Zitat einst konstatiert. Im Unterschied zu vielen anderen Autorinnen, vor allem jenen, deren Einkommen weitgehend aus Honoraren für Lesungen und Workshops besteht, verfüge ich selbst im Jahr 2020 noch über beides. Aber erlauben Sie mir, Virginia Woolfs Aussage zu erweitern: Um in einer Pandemie schreiben zu können, braucht eine Frau Geld, ein eigenes Zimmer, einen freien Kopf, um nachzudenken, Ungestörtheit von allem, was dringend geregelt werden muss, Zeit zum Arbeiten, und zwar mehr als zwei Stunden am Stück, ein stilles Haus ohne *Mummy!*-Geschrei, die Möglichkeit, sich eben schnell einen Kaffee zu machen, ohne überfallsartig von zwei kleinen Kindern umarmt zu werden. Klingt das in Ihren Ohren bitter? Ich bin es.

Als Großbritannien im März in den Lockdown ging, lebten mein Mann und ich mit zwei kleinen Kindern im Alter von vier und zwei Jahren in einem winzigen Haus mit zwei Schlafzimmern. Die Arbeitgeber meines Mannes waren verständnisvoll, und so konnten wir die Tage in Blöcke von zweieinhalb Stunden einteilen. Während der eine arbeitete, spielte und lernte der andere mit den Kindern. Jeweils nach zweieinhalb Stunden wurde gewechselt. Ich kann von Glück reden, dass mein Mann praktizierender Feminist ist. Eine Studie des britischen Amts für Statistik zeigt, dass Frauen während des Lockdowns rund 50 Prozent mehr der Kinderbetreuung übernommen haben.

Theoretisch schien unser Arbeitsplan eine gute Idee zu sein; in der Praxis stellte er sich als der Tod jeder Kreativität heraus. Es gibt Autoren, die zur Hintergrundmusik von Café-Geräuschen schreiben. Mein eigener Soundtrack bei der Arbeit war „Mummy!“ und „Er hat mir das Auto weggenommen!“ und „Uäääääh!“, unterbrochen von einem gelegentlichen „Könnt ihr mal aufhören zu schreien!“ Manchmal war ich diejenige, die schrie.

Selbst wenn mein Mann mit den Kindern draußen war, ging der größte Teil meiner Arbeitszeit dafür drauf, im Kopf vom Elternmodus in den Schreibmodus umzuschalten. Wenn ich gerade so weit war, irgendetwas zu Papier zu bringen, war meine Schicht normalerweise auch schon wieder zu Ende und ich belud die Spülmaschine oder schrottbastelte mit den Kindern. Als endlich im Juni der Kindergarten wieder aufmachte, war ich überrascht, welchen Unterschied sechs freie Stunden am Tag machen. In fünf Wochen habe ich einen Roman von zwanzigtausend Wörtern komplett umgeschrieben. Glauben Sie mir, ich habe selbst gestaunt.

Doch zu Beginn der Pandemie habe ich mühsam versucht, einer Welt, die buchstäblich nach meiner Aufmerksamkeit schrie, kreativen Freiraum abzurufen. Während die Zahl der Toten und Sterbenden um mich herum immer weiter stieg, während im Internet jeder eine entschiedene und natürlich völlig falsche Meinung zur Strategie unserer Regierung hatte, sollte ich für leseunwillige Leser einen Roman über Blogger schreiben. Bloggen war mir

aber völlig egal, genau wie meinen Lesern. Das Buch spielte in einer Welt, die es nicht mehr gab, zumindest zeitweilig nicht mehr. Nachdem ich eine Woche lang auf den Bildschirm meines Laptops gestarrt hatte, traf ich eine Entscheidung. Ich konnte dieses Buch nicht schreiben. Aber irgendetwas musste ich schreiben, im Interesse meines Kontostandes, meiner Abgabetermine und meiner eigenen geistigen Gesundheit.

Worüber schreiben Menschen in Katastrophenzeiten? Theoretisch sollte so ein Lockdown als Thema für Jugendbuchautorinnen und -autoren doch ein Geschenk des Himmels sein. Kinder, die nicht zur Schule gehen und sich selbst überlassen sind, während ihre Eltern arbeiten, das ist als Ausgangspunkt für eine Geschichte doch ein Klassiker. Aber alle Agenten und Verleger, die ich kenne, zucken erschrocken zurück beim Gedanken an die Flut von Bilderbüchern über Regenbogen, Geschichten über Kinder, die ihren Nachbarn helfen, und Romanen für Jugendliche über Gleichaltrige, die sich als Detektive betätigen und gegen Bösewichte kämpfen, während der Rest der Welt sich im Lockdown befindet. Denken Sie einen Moment auch an die armen Agenten für Belletristik, deren Emailpostfach überquillt vor Romanen über einsame Männer mittleren Alters, die in der Isolation ihre wahre Bestimmung finden.

Überhaupt: Kann man sinnvoll über etwas schreiben, während man noch mittendrin steckt? Ein berühmtes Zitat von Wordsworth lautet: „Die Poesie hat ihren Ursprung in einem Gefühl, dessen man sich in Ruhe

erinnert“, und die Lyrikerin und Memoir-Autorin Mary Karr schrieb einmal, Schriftsteller müssten nach einem traumatischen Ereignis sieben oder acht Jahre verstreichen lassen, erst dann habe man ein Ereignis hinreichend verstanden, um darüber schreiben zu können. Ein Tagebucheintrag oder ein journalistischer Artikel – egal wie hervorragend geschrieben – ist nicht dasselbe wie ein Gedicht oder ein Roman oder ein Memoir. Das eine entsteht spontan, das andere braucht Zeit, um sich zu entwickeln.

Was Letzteres angeht, bin ich mir nicht so sicher. Es stimmt, dass der große Roman über den Ersten Weltkrieg – Erich Maria Remarques *Im Westen nichts Neues* – erst 1929 publiziert wurde, doch wenn Wilfried Owen, der eine Woche vor dem Waffenstillstand ums Leben kam, bis zum Ende des Krieges hätte warten wollen, um seine Gedichte über den Krieg zu schreiben, dann hätte es sie nie gegeben.

Neil Gaiman prägte den denkwürdigen Satz, in schwierigen Zeiten solle man „gute Kunst machen“. Das hört sich so einfach an, nicht wahr? Ich versuche es, Neil, wirklich! Aber während diese Pandemie für viele Menschen eine Tragödie darstellt, so ist mein persönliches Trauma doch eher hausgemacht und ehrlich gesagt ziemlich langweilig. Meine Versuche, meinem Sohn den Zahlenraum bis zehn nahezubringen, geben nicht den Stoff für einen Roman her, und der Kampf um die allerletzte Rolle Klopapier im Supermarkt ist nicht der dramatische Höhepunkt, den ich mir vorstelle. Und noch etwas: Möchte ich überhaupt über mein eigenes Leben schreiben?

Schließlich bin ich Romanautorin! Ich erfinde Geschichten! Schreiben als Therapie mag eine hübsche Idee sein, nur - funktioniert sie wirklich in der Praxis?

Über ein persönliches Trauma zu schreiben, sagt die Lyrikerin Kate Clanchy, „ordnet die erzählte Erfahrung und erlaubt Autoren Zugriff darauf. Wenn aus den Wahrheiten eines Lebens ein gutes Gedicht wird, gewinnt man nicht nur die Kontrolle über das Erlebte, sondern Macht. Das ist nicht dasselbe wie Glück; es bewirkt auch keine Heilung, aber überaus lohnend ist es auf jeden Fall.“

Lassen Sie mich an dieser Stelle zu dem obligatorischen Teil über die Macht der Literatur übergehen. Schließlich liegt ihre Macht darin, jede Art von Erfahrung in Worte zu fassen. War der Lockdown eine noble Anstrengung, Leben zu retten und unsere systemrelevanten Arbeitskräfte zu schützen? Oder war das nur ein hinterhältiger Trick der Regierung, um uns zu kontrollieren und uns unsere Freiheiten zu nehmen? Wenn wir eine Maske tragen, sind wir dann Helden oder Weicheier? Ist das Tragen einer Maske ein Akt von Freundlichkeit oder von Ängstlichkeit - oder ein Zeichen unserer Unterdrückung? Was hat diese Pandemie ausgelöst? Der Klimawandel, 5G, oder ist sie einfach etwas, wovor die Weltgesundheitsorganisation uns seit Jahren gewarnt hat? Jeder Psychologe wird Ihnen sagen, dass die Geschichten, die wir erzählen, einen tiefgreifenden Effekt auf unsere gelebten Erfahrungen haben. Die Wörter, die wir benutzen, um

Dinge zu benennen, verändern die Dinge. Seuche. Pestilenz. Coronavirus. Grippe. Kung Flu. Pandemie. Erkältung. Übler Trick. Wir erleben gerade etwas wirklich Einschneidendes, und die Geschichten, die wir darüber erzählen, können buchstäblich Leben retten. Und damit meine ich nicht nur den großen Coronaroman, sondern all die Geschichten, die wir vor dem Schultor erzählen, während wir auf unsere Kinder warten, oder online, wenn wir eigentlich arbeiten sollten. Patrick Ness, der dieses Festival 2014 eröffnet hat, hat Jugendbuchautoren einmal als Rattenfänger bezeichnet, als Menschen, die Kinder aus der Kontrolle korrupter Politiker fortführen in neue Länder voller Gelegenheiten führen. Eine schöne Vorstellung. Leute, bezahlt eure Freiberufler anständig, oder wir könnten dasselbe mit euch tun!

Vielleicht ist die Wahrheit ganz einfach die, dass Schriftsteller Menschen sind und wie alle Menschen unterschiedlich. Manche von uns schreiben in aller Ruhe Lyrik. Andere, wie zum Beispiel Wendy Cope, tun es nicht. In ihrem Gedicht „An Argument with Wordsworth“ (Eine Auseinandersetzung mit Wordsworth), schrieb sie:

*I have emotion - no one who knows me could fail to detect it -*

*But there's a serious shortage of tranquillity in which to recollect it.*

*So this is my contribution to the theoretical debate:*

*Sometimes poetry is emotion recollected in a highly emotional state.*

*(Ich habe durchaus Emotionen - niemand, der mich kennt, könnte das leugnen -*

*Nur fehlt mir so sehr die Ruhe, um mich daran zu erinnern.*

*So ist dies mein Beitrag zur theoretischen Debatte:*

*Manchmal hat Poesie ihren Ursprung in einer Emotion, deren man sich in hochemotionalem Zustand erinnert.)*

An diesem Punkt meiner Rede will ich Ihnen nun sagen, was Sie schreiben *sollten*, und ich sehe schon, wie sich bei einigen von Ihnen die Nackenhaare sträuben. Ganz ruhig! Jugendbuchautorinnen und -autoren erhalten oft unerbetene Ratschläge. Die könnten ja durchaus hilfreich sein, wenn nur nicht alle unterschiedlicher Meinung wären. Ich bin immer sehr skeptisch, wenn jemand sagt, Bücher für junge Leser „sollten“ so oder so geschrieben sein. Ich bin sicher, das muss man niemandem hier im Saal sagen, aber Jugendliteratur ist kein eigenes Genre. Sie ist manchmal witzig, manchmal mutig, manchmal poetisch, manchmal fantastisch, manchmal spekulativ, manchmal traurig. Sie bewegt sich manchmal auf sicherem Boden und ist manchmal hochgefährlich. Sie zeigt uns neue Welten, und sie zeigt uns uns selbst. Der angesehenste britische Preis für Jugendliteratur ist die Carnegie Medal. Sie ist schon verliehen worden für Bücher über winzige Menschen, die unter Bodendielen leben, für Abenteuergeschichten über sprechende Kaninchen und über Buchreihen, die mit kackenden Hunden begannen, um dann überzugehen zu Meditationen über persönliche Verantwortung.

So ist das eben bei großer Kunst, sie hat unendlich viele Facetten. Als Kind habe ich alles gelesen, was ich in die Finger bekam. Mal wollte ich etwas

Ernstes, mal etwas Albernes. Kinderbücher sollten so vielfältig sein wie Kinder selbst, und das gilt in Zeiten großer Unruhe ebenso wie in friedlichen Zeiten.

Die erfolgreichste britische Kinderbuchautorin während des Zweiten Weltkriegs war Enid Blyton. Sie schrieb über den Zirkus, über Ginger Beer, über Feen, über Kinder, die auf Inseln zelteten und dabei Schmugglern das Handwerk legten. Weiter als in ihren Büchern konnte man sich vom Krieg nicht entfernen. Aber ihre Bücher waren gleichzeitig eine Antwort auf das Chaos, genauso wie *Carrie's War* (Hörst du, es ist ganz nah) oder *Als Hitler das rosa Kaninchen stahl*. *Carrie's War* ist ein Roman über Unsicherheit und Unbehagen. *Five on a Treasure Island* (Fünf Freunde erforschen die Schatzinsel), zum ersten Mal 1942 veröffentlicht, ist so tröstlich und anspruchslos wie ein Kuscheltier oder ein Paar Pantoffeln, doch beide Bücher sprechen zu einem Kind, dessen Welt von den Katastrophen draußen, auf die es keinen Einfluss hat, auf den Kopf gestellt wurde. Beide erfüllen ihren Zweck. Und beide sind wichtig.

Wie also habe ich diese Frage für mich beantwortet? Nun, das Erste, was ich geschrieben habe, war - ganz prosaisch - ein Bilderbuch über den Lockdown. Es heißt *Staying Home*, wurde von Viviane Schwarz ganz wunderbar illustriert und gratis von uns ins Internet gestellt. Anschließend habe ich mich an einen neuen Roman für leseunwillige Leser gemacht,

dieses Mal eine historische Geschichte über das Leben mit den Folgen eines Traumas.

Als ich mich langsam an ‚das neue Normal‘ gewöhnte, habe ich ein Bilderbuch über Meere geschrieben und mich nach und nach ans Redigieren gemacht - eine ziemlich langweilige Reaktion, aber eine sehr sinnvolle.

Ein neues Buch über den Lockdown werde ich jetzt nicht schreiben, vielleicht auch nie. Oder vielleicht bin ich auch schon dabei. Mein nächstes Jugendbuch ist wieder ein historischer Roman. Er spielt in den 1920er Jahren und lehnt sich an das Märchen über Rapunzel an. In der Geschichte ist ein Mädchen in einem Turm eingeschlossen, weit weg von ihrer Familie und dem Prinzen, den sie liebt. Ganz allein findet sie ihren Weg in die Freiheit, dank ihrem Gesang und einem Seil, das sie aus ihren eigenen Haaren flicht.

Danke schön.

*Übersetzung: Birgitt Kollmann*